

# **Auto- und andere Biographien im Übergang von Asien nach Europa**

## **Ein Heidelberger Sammelband zum Problem der Biographie**

Ralph-Rainer Wuthenow (Frankfurt am Main)

*Biographie – „So der Westen wie der Osten“? Zwölf Studien.* Herausgegeben von Walter BERSCHIN und Wolfgang SCHAMONI. Heidelberg: Mattes Verlag 2003, 218 S. ISBN 3-930978-17-2. € 29,50.

Was will, was bedeutet die Biographie? Diese Frage versuchen die Teilnehmer einer Heidelberger Ringvorlesung zu beantworten oder doch zu erörtern, wobei sich, das ist das Geschick aller Sammelbände dieser Art, nicht allein und fast unvermeidlicherweise die Behandlungsweisen deutlich unterscheiden, sondern, und erst das ist bedenklich, die Vorstellungen vom Gegenstande selbst; Lücken sind ohnehin nicht zu vermeiden. Räumen wir ein, daß lediglich Pedanten auf Vollständigkeit sich zu abonnieren gewillt sind, so bleibt doch ein gewisses Unbehagen bestehen angesichts eines Selektionsverfahrens, das der Leser (wie zuvor der Hörer) auf Treu und Glauben zu übernehmen hat, wie auch angesichts der Tatsache, daß hier immerhin eine dem Gegenstande angemessene Unvollständigkeit sich zeigt. Doch auch das könnte noch dem menschlichen Dasein überhaupt entsprechen, hat es doch, mit Goethe zu sprechen, wohl einen Anfang, hat ein Ende, „allein ein Ganzes ist es nicht.“

Eine Überraschung ist es wohl nicht, daß in den verschiedenen Disziplinen, die hier laut werden dürfen, recht unterschiedliche Termini verwendet werden, was doch nur zeigt, wie sehr die Forschung, auch hier, noch im Anfang steht, wobei natürlich hingenommen werden muß, daß die Genera und die aus ihnen hervorgegangenen literarischen Formen (die man in scheinbarer Neutralität als „Textsorten“ abstempelt) sich immer wieder berühren und auf eine für den Philologen geradezu unzüchtig zu nennende Weise ineinander übergehen. So sind Tagebuch und Autobiographie nicht immer klar zu sondern, jedenfalls in Ostasien nicht, und eine Autobiographie in der 3. Person erscheint formal sehr wohl als Biographie, sie kann aber autobiographische Züge nicht nur äußerlich annehmen, wenn der Verfasser z. B. als Zeuge auftritt, der demjenigen, von dem er berichtet, nahe gestanden habe. Ritters *Fragmente aus dem Nachlass eines jungen Physikers* (1810) sind hierfür ein höchst eigentümliches Beispiel aus der deutschen Frühromantik, auf ganz andere Weise hat dies dann Gertrude Stein

entwickelt, als sie ihre Lebensgeschichte (oder doch Teile davon) aus der Sicht ihrer Freundin in der *Autobiography of Alice B. Toklas* zu erzählen wagte. Derartige Einwände oder Hinweise bestätigen eigentlich nur, wie wichtig ein derartiges akademisches Unternehmen, so wie es hier dokumentiert wird, schließlich ist.

Wie aber wird dieses Dasein erfaßt? Was ist es überhaupt, das hier beschrieben wird? Ist es ein individuell gestaltetes oder erlittenes Leben, ist es schließlich, wie in Spätzeiten, sozusagen nur noch Zitat?

Was in der europäischen Literatur dieser Art, soweit es sich nicht um Memoiren handelt, das Wichtigste zu sein scheint, das ganz Persönliche, droht in anderen Kulturen zu verschwinden, genauer: ist wohl noch gar nicht ausgebildet. So hält sich etwa im chinesischen Bereich noch im 20. Jahrhundert der normative Charakter der biographischen Darstellung; da stellt Rudolf G. Wagner lakonisch fest: „Die Biographik ist seit ihren Anfängen ganz unverfälscht normativ.“ (S. 140) Wer hinreichend wichtig war, ist einer Biographie würdig, aber das persönliche Leben droht in der normativen Darstellung zu verschwinden. In Indien scheint es erst im 20. Jahrhundert etwas zu geben, was man Autobiographie nennen könnte, und noch Gandhis „Experimente mit der Wahrheit“ ist durchaus hagiographisch. Dergestalt wird deutlich, in welchem wiewohl unterschiedlichen Maße die Biographie den Nachlebenden einen Vorbild-Charakter vermitteln soll, Beispiele, Gestalten, die Verehrung fordern dürfen, so daß sie auch zu Mitteln moralisch-politischer Erziehung werden. Das war, zweifellos auch im Sinne des politischen Gemeinwesens, die Absicht von Plutarch, der bis tief in das 18. Jahrhundert hinein einer der meistgelesenen Autoren gewesen (zudem war es damals noch nicht üblich, die Toga zu lüften und die Pudenda vorzuführen).

Wie viele Biographien gibt es nicht, die als solche schon Modellcharakter besitzen, doch leider ist von ihnen – Helferich Peter Sturz über Pitt, Goethe über Winckelmann, Condorcet über Voltaire – nicht die Rede, denn das Semester ist kurz (der Kollege war überlastet, ein anderer hatte ein Forschungssemester u. dgl.), so daß auch von Samuel Johnsons Biographien englischer Dichter nicht die Rede ist, so wenig wie von der Galerie der *Biographischen Denkmale* von Karl August Varnhagen, die Goethe noch zu rühmen mußte. Es sind auch keineswegs immer die Historiker, denen wir die „großen“ Biographien zu verdanken haben. Das Faktische (wie man es so nennt) versteht sich von selbst, die Darstellung aber ist – Literatur, daher von Fiktion niemals ganz frei, was freilich niemandem das Recht zu Verfälschung gibt.

Derartige Überlegungen fordert der vorliegende Band heraus, und das allein ist schon verdienstvoll, auch wenn niemand so rasch eine Antwort wird geben können, auch wenn nicht, wie wohl zu wünschen, ein Folgebund geplant und vorbereitet werden kann – der dann gewiß auch frei sein darf von den oft ärgerlichen Umständlichkeiten und dem fast unerträglich zu nennenden „neudeutschen“ Jargon, den auch nicht unbekannte Gelehrte verwenden wie die Nahrungsmittelchemie ihre Haltbarkeitsstoffe (so etwa, wenn von den „Grundprin-

zipien“ die Rede ist, vom „Kampf zum Glück“, von den „angesprochenen Erzählungen“ oder „eine Meinung durchhalten“).

Die Biographie ist im Nahen und Fernen Osten wie im Westen, im Altertum, im Mittelalter wie in der neueren Zeit ein Genre und nicht nur eine Quelle (die selbst wieder aus trüben Wassern sich speist), und leider sind die Türen, welche die Herausgeber hier einzurennen scheinen, so offen nicht, daß sie darüber stets ins Straucheln kommen, wie manchen Beiträgern dennoch geschieht. Zur Ungenauigkeit bei den Bestimmungen kommt allerdings auch der historische Wandel, so daß eine Epoche oft andere Forderungen an die Genera stellt; neue Dokumente tauchen auf, Epoche wie Gestalt sind nicht fest mehr zu umreißen, ihr Gesicht wandelt sich – die Vergangenheit ist keineswegs fest, und einen gesicherten Bestand stellt sie uns auch nicht bereit. Dem sollte man Rechnung tragen.

Höchst erfreulich ist nun aber, daß die Zeugnisse aus den Kulturen Asiens in den Blick gerückt werden, obschon der gleichzeitige puristische Verzicht auf die Behandlung europäischer Zeugnisse von Rang (oder was wir darunter verstehen) nur mit Bedauern registriert werden kann, zumal sich nicht allein literarische Traditionen in der Biographie niederschlagen, sondern auch wechselnde Perspektiven und Maßstäbe, vor allem in der seit dem 18. Jahrhundert dynamisch-historisch geprägten Zivilisation Europas. Die Lehrhaftigkeit, auf die Joachim Fest einfürend hinweist, hat mit dem exemplarischen Charakter der Biographie zu tun, die den Menschen nicht mehr als Idealfigur festhält, sondern auch in seinen Schwächen (im Drama zeigt sich eine analoge Entwicklung), wie dies in der Autobiographie schon vor Karl Philipp Moritz erkennbar wird.

Die älteste chinesische Biographie ist mit dem Namen des Historiographen Sima Qian (145 – ca. 90 v. Chr.) verknüpft, aber hier bedarf der Unkundige der präzisen Lesehilfe, weil die Übersetzung nicht genügt; Episoden, Anekdoten, Vergleiche dienen der moralischen Unterweisung, und was dahinter sich verbirgt, ist, wie Hans van Ess zu zeigen weiß, eine subtile, den Verhältnissen angemessene Form der Kritik: in den Fakten, den zitierten, verbergen sich moralische Qualitäten.

Daß dann auch noch im Alten wie selbst im Neuen Testament von Formen der Biographie gesprochen werden kann (wie rudimentär auch immer), wird manchen Leser überraschen; gelegentlich gehen Theologen auch mit guten Gründen dagegen an; der Versuch bleibt interessant, solche „Lesarten“ zu verteidigen, wie oft schon in der griechisch-römischen Antike, wenn an Begebenheiten und Taten die Eigenart bekannter Gestalten sichtbar gemacht werden soll (sogar noch an Reden, die niemand wirklich so vernommen hat): es geht nicht um die „Gattung“, sondern um biographische Einlegearbeit.

Wichtiger ist natürlich Plutarch, in welchem Zusammenhang Herwig Görgemanns darauf hinweist, daß Plutarch nicht nur vom Geschehenen Kunde geben will, sondern auch den Motiven nachspürt: zum Wie tritt also das Warum, die vergleichende Methode schärft ihm den Sinn für die jeweilige Eigenart. Die sich zuweilen erhebenden Einwände sind die des modernen Interpreten, sie aber

stören nicht den noch heute sich bewährenden Reiz der Lektüre für den Leser, der längst begriffen hat, daß Plutarch nicht mit modernen Kriterien zu messen ist.

Europäische Biographien aus dem 12. Jahrhundert, an denen Walter Berschin sozusagen „moderne“ Züge auszumachen gedenkt, sind eigentlich nachantike Heiligenviten, so daß es nicht überrascht, auch Frauen dargestellt zu finden. Selbst der Mönch Eadmer liefert in der Geschichte des Anselm von Canterbury offenkundig nur Elemente einer Vita, auch wenn der Biograph als Zeuge Momente des eigenen Lebens in die Darstellung eingehen läßt. „Leibhaftige Anschaulichkeit“, vor allem also Vermittlung des Leidens im physischen Sinne, ganz mittelalterlich also, erscheint dem Interpreten als das moderne Element, wobei damit wohl kaum anderes gemeint ist, als was wir nachantik nennen würden (und was nicht nur Goethe gestört hat).

Was sich gut 200 Jahre zuvor schon in Japan vollzieht, ist faszinierend, denn es wird sichtbar, wie chinesische Impulse aufgenommen, modifiziert und schließlich ganz japanisiert werden; oft existiert auch, wie heute, das Importierte neben dem „Eigenen“. Hinzu kommt noch, daß bald schon die Frauen (Hofdamen) mit einer besonderen Form des Tagebuchs beteiligt sind. Wolfgang Schamoni, der auch für eine in seiner Art ungewöhnliche und reichhaltige Bibliographie zum Thema verantwortlich zeichnet, geht vor allem auf autobiographische Zeugnisse ein, die er in ihrem Verhältnis zur Biographie einerseits und zum Tagebuch andererseits zu erfassen sucht. Erstaunlich ist dabei vor allem das *Kagerô nikki* einer Frau, die von gut zwanzig Jahren berichtet und bereits in der Lage ist, ihrem Erinnerungsvermögen zu mißtrauen; allmählich nähert sich der autobiographische Rückblick dem Tagebuch an, in dem punktuell notiert, nicht zusammenhängend erzählt wird. Weil nun die Frauen damals sozusagen keine Biographie haben, aber die interessantere Literatur verfassen, stellt sie Schamoni entschlossen der männlichen Biographik gegenüber, so daß er schließlich das *nikki* an die Stelle der Biographie zu setzen beginnt. Das ist begreiflich, entspricht aber nicht ganz der selbstgestellten Aufgabe. Abermals werden so unbeabsichtigt (?) die Schwierigkeiten der Abgrenzung als solche der Terminologie sichtbar.

Da Asien keine Einheit ist und Europa als solche nur erscheinen mag, läßt sich auch die osmanische mit der japanischen Autobiographie nicht vergleichen. Für den osmanischen Bereich ist fast allein von der Autobiographie die Rede, ein kaum entwickeltes Genus, und wie reizvoll auch die (wiederholt übersetzte) selbsterzählte Lebensgeschichte des Osman Ağa tatsächlich ist, so kann sie doch nicht für das ganze Genre der Biographie eintreten. Wenn wir außerhalb der europäischen Tradition und vor Beginn der westlichen Moderne den Begriff der Autobiographie weiter zu fassen haben, als wir gewöhnt sind, so daß sich Tagebuch, Reiseliteraturpartien und Selbstporträt hinzugesellen, gibt es doch keinen Grund, auch der Biographie den Abschied zu geben. Da hilft auch die Bilanz nicht weiter, die Michael Ursinus schließlich – wie soll ich sagen? – riskiert:

Ich möchte an dieser Stelle behaupten, daß im Osmanischen Reich die weitaus größte Mehrheit derer, die je etwas in der Ich-Form zu Papier gebracht haben (...), dies typischerweise aus gegebenem Anlaß und für einen sehr konkreten Zweck getan haben. (S. 109)

Daneben macht es dann Vergnügen, den Beitrag über die englische Biographik zu lesen; Christoph Schöneich hat es sozusagen leicht – zur Qual der Wahl, die auch eine Freude sein kann, kommt hier die genußvoll nachzuzeichnende Tradition: in Boswells *Life of Johnson* zeigt sich uns ein Höhepunkt der biographischen Literatur überhaupt, und der Verfasser hat sichtbarlich Freude, dies herauszuarbeiten. James Boswell, der von Macaulay geschmähte, war nicht hohl, aber verschlagen, ein Snob dazu und genial genug, Johnson zu bewegen, den Abdruck seines Selbst in diesem, seinem Ton zu hinterlassen; „hard facts“ alleine sind es nicht, welche die Biographie bestimmen.

In ganz anderer Weise nähert sich Rudolf G. Wagner seinem Sujet, der „normativen Funktion der chinesischen Biographik“, nicht vom reizvollen Gegenstand gefesselt, sondern von der Art und Weise, wie in China die Biographie funktionalisiert wird, um Lebensläufe zu normieren (vgl. S. 134ff.). Die Biographie wird verbindliches Muster, (Um-)Erziehung ist das Ziel, das sozialistische Kollektiv darf die Familie ersetzen. Das individuelle Leben wird zum Zitat.

Wenn die Verfasserin des Beitrages über Lebensentwürfe aus Indien, Monika Horstmann, behauptet, Autobiographie und Biographie seien nicht dadurch unterschieden, daß in der letzteren Subjekt und Objekt auseinander treten, so ist das zumindest mißverständlich; wenn in der Autobiographie von einem erreichten Punkte des Lebens her dieses verständlich und darstellbar wird, so verändert sich doch „naturgemäß“ die Perspektive, damit dann auch die Ordnung wie die Deutung der sog. Fakten. Letztlich bestätigt sie, was sie doch bestreiten möchte (vgl. S. 143). Die umgestaltende Macht der Phantasie, die in der Erinnerung wirksam wird, kann nicht geleugnet werden, dies aber bedeutet noch nicht den Übergang in die Fiktion. Goethe wußte sicherlich, warum er von „Dichtung und Wahrheit“ sprach.

Schließlich ist noch einmal von China die Rede, und wenn hier von Lu Xun gehandelt wird, so steht zunächst das Selbstbild des Dichters im Vordergrund. Dann wechselt die Perspektive, seine Biographie, in der er zur „politischen Ikone“ gemacht wird (Susanne Weigelin-Schwiedrzik), erscheint schließlich als Komödie, dann gar als Tragödie. Daß sich der Einfluß Nietzsches auf den „Zarathustra“ beschränken läßt, macht diese Einwirkung sicher nicht wichtiger. Da sich aber die Biographien an der Selbstdarstellung von Lu Xun orientieren, wird der Zusammenhang von Biographie und Autobiographie auch einmal greifbar.

Michael Hesse wendet sich einem nur selten behandelten Phänomen zu: „Künstler über ihr Leben in ihrem Werk“ lautet ganz sachlich der Beitrag, in dem, bei Sir John Soane beginnend, nicht die Texte befragt werden, sondern Art und Grad der Selbstaussage im Kunstwerk, die höchst nachdenklich stimmen. So findet die Unsterblichkeit Canovas einen wohldurchdachten Ausdruck im Monument, das er sich in Possagno errichtet. Von anderer Art wiederum ist der Landsitz des Philip Johnson in Connecticut. Auch hier gelingt es, autobiogra-

phische Spurenlese zu betreiben. Wir haben uns bewußt zu machen, daß Biographien politischen, geistesgeschichtlichen oder rein künstlerischen Inhalts unterschiedlich ausgerichtet sind, daß sie nach Epochen wie nach Kulturzusammenhängen abermals unterschiedlich ausgerichtet sind, daß es die einheitliche, genau definierbare Biographie nicht gibt, nur wandelbare Ansätze, die bestimmten Bedingungen unterworfen sind. Erfahrung und Darstellung einer individuellen Lebenseinheit, in der Wilhelm Dilthey das Wesentliche der Biographie sehen wollte, werden umso schwieriger, je mehr diese Einheit sich auflöst. Das wird auch in dieser Sammlung erkennbar. Sicher scheint mir überdies, daß in den letzten Jahrzehnten das Interesse an Biographien in dem Maße gewachsen ist, als ihre Qualität abgenommen hat. Zu lernen gibt es hier noch viel, ein Folgeband würde dem Phänomen so wenig schaden wie dem Leser.